

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **32 (1976)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN

Samuel Abraham Adler, ASPAKLARIA. Enzyklopädie des jüdischen Denkens (hebr.) Bd 1, Jerusalem 1975 (zu beziehen beim Autor, Seestrasse 4, 8002 Zürich).

« Dem Judentum haftet eine grosse Unendlichkeit an, die aus zahllosen Einheiten zusammengesetzt ist » (S. Schechter). Dr. Adler beginnt mit diesem Band ein auf mehr als 12 Bände angelegtes Werk, das möglichst umfassende Einblicke in diese Unendlichkeit und in ihre zahllosen Einheiten vermitteln soll. In alphabetischer Reihenfolge werden Begriffe behandelt, deren Inhalte in der maßgeblichen jüdischen Tradition eine grosse und bunte Rolle gespielt haben. Charakteristische Zitate der einflussreichsten Bibelerklärer (an ihrer Spitze Raschi) und Religionsphilosophen (an ihrer Spitze Maimonides) werden geordnet angeführt, um die Hauptschattierungen des jüdisch-religiös-geistigen Denkens zu verdeutlichen. Die wichtigsten der 36 im 1. Band behandelten Begriffe sind ab/abôt (Vater/Stammväter), Abraham, Aggadah und adam (Mensch). Unter ihnen liegt der Begriff Mensch eindeutig an der Bedeutungsspitze. Seine geschichtliche Ausfaltung beansprucht 413 Seiten dieses 551-seitigen Bandes. Er ist in 16 Einzelthemen (z. B. Pflichten, Willensfreiheit, Erwählung, Gottähnlichkeit des Menschen) unterteilt.

Adlers begonnenes Werk reiht sich würdig an andere jüdische Anthologien (z. B. L. Ginzberg, *The Legends of the Jews*) an. Das Hauptaugenmerk Adlers aber — und dies kann als Spezificum gewertet werden — ist auf die Aussagen der mittelalterlichen und neuzeitlichen jüdischen Lehrmeister gerichtet. Gerade weil auch diese großangelegte Anthologie für Studierende wichtig ist, möchte man gerne einige Anregungen und Bitten wagen. Ähnlich wie im 1. Band das Schwergewicht beim Menschen liegt, so wird beim 2. Band das Schwergewicht bei Aussagen über Gott (Elohim) liegen. Immer wenn solche und ähnliche (z. B. Aggadah und Halachah) sich polar gegenüberstehende Begriffsgruppen behandelt sein werden, sollten in Ergänzungsbänden Exkurse über sie folgen. Es genügt nicht, daß das Gedankenmaterial der großen Lehrer übersichtlich geordnet und gedruckt wird, da ja schon die Auswahl der Texte ein subjektives Element in sich schließt. Es müßten zusammenfassende Reflexionen (z. B. über das Verhältnis zwischen Gott und Mensch nach jüdischen Auffassungen) gemacht werden. Ebenfalls wäre hilfreich, wenn in diesen Ergänzungsbänden wichtige geschichtliche Angaben über die Autoren, ihre Beweggründe und ihre Zeit gemacht würden. In solchen Zusammenhängen wären auch Angaben über die benützten Texteditionen sinnvoll. Wirkungsgeschichtliche Studien z. B. über Gen. 1,26 (im Zusammenhang mit Gott und Mensch), wären ebenfalls erwägenswert.

Viele die am echten und typischen jüdischen Leben und Denken interessiert sind, werden sich über das begonnene Werk freuen. Gerade weil man sich freut, möchte man den Verfasser noch um erläuternde Zusätze bitten.

Clemens Thoma.

Josef Heinemann, 'AGGADOT WE-TOLEDOTEHÄN. Aggadah and its Development (hebr.), Jerusalem (Keter Publishing House/Sifrijat Keter) 1974, 253 S.

In der neuen judaistischen Serie des Keter-Verlags verdient dieser Band die besondere Aufmerksamkeit auch christlich-theologischer Interessenten. Bekanntlich hat man oft versucht, neutestamentliche Aussagen durch Heranziehung rabbinischer

Quellen besser verstehen zu lernen, am umfangreichsten war der Versuch Paul Billerbecks in seinem mit H. L. Strack herausgegebenen «Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch», wo zu den einzelnen ntl. Stellen jeweils alles zusammengestellt erscheint, was aus der rabbinischen Literatur relevant erschien. Freilich präsentiert sich damit das rabbinische Material atomisiert und aus den Überlieferungszusammenhängen gerissen und verleitet somit zu ausgesprochen lehrmäßig akzentuierten, ahistorischen Urteilen. Dies gilt ganz besonders, sofern das Billerbecksche Werk nicht bloß als Hilfsmittel zur ntl. Exegese sondern als Quellensammlung für die Kenntnis des rabbinischen Judentums benützt wird. Von diesem Mißbrauch des Werkes her erklären sich zahlreiche der gängigen Fehlurteile über das rabbinische Judentum.

Ein gewisses Gegengewicht konnten Publikationen darstellen, die sich um die Aufdeckung der Traditionszusammenhänge bemühten. So die umfangreichen Werke W. Bachers über die Haggadah der Tannaiten und Amoräer und auch L. Ginzbergs 7-bändige «Legends of the Jews» (sehr unübersichtlich und in den Einzelangaben oft auch unzuverlässig). Über die Methoden der Haggadisten informierte in einer grundlegenden Weise und nach modernen Gesichtspunkten Jitzchak Heinemann in seinen «Darke ha-'Aggadah» (2. Aufl. Jerusalem 1954). Eine exemplarische Anwendung solch moderner Forschungsmethoden an konkreten Überlieferungskomplexen bot G. Vermes in «Scripture and Tradition in Judaism. Haggadic Studies» (Leiden 1961). In einer thematisch noch umfassenderen Weise behandelt nun Josef Heinemann in dem angezeigten Band überlieferungsgeschichtliche Probleme, damit nicht nur Lösungen für die konkreten behandelten Fragen sondern auch beispielhafte Behandlungen haggadischer Stoffe überhaupt bietend. Der Band wird voraussichtlich in absehbarer Zeit auch in englischer Sprache erscheinen und somit einem weiteren Leserkreis zugänglich werden.

Zwar handelt es sich zu einem Teil um bereits anderswo publizierte Abhandlungen, doch liegen sie hier in überarbeiteter Fassung vor und gewinnen im neuen Zusammenhang auch ein neues Gewicht. Einleitend skizziert Heinemann die Problematik der Bezeichnung «Haggadah» (die er vom öffentlichen Vortrag herleitet) und des durch sie umrissenen Stoffes. Handelt es sich doch um eine äußerst komplexe Größe, sofern man die geläufige negative Definition im Gegensatz zu «Halachah» (gesetzliche Überlieferung) voraussetzt, die demgemäß alle nicht-gesetzlichen Traditionen betrifft. Sowohl Inhalte wie literarische Formen sind dementsprechend vielfältig, beide wieder sind vielfachen und wechselnden Bedingungen unterworfen: Notwendigkeiten der Schriftauslegung, Erfordernisse der religiösen Unterweisung, Reaktionen auf konkrete Umstände bzw. Probleme, Mechanismen der Tradition bzw. Konventionen, wobei vor allem die Gesetze der mündlichen Überlieferung zu beachten sind (was für die strenger formulierte und tradierte, auch in der mündlichen Traditionsphase so gut wie fixierte Halachah nicht so zutrifft). Der Wandel der Verhältnisse und Umstände im Lauf der in Frage kommenden Zeitspanne (ca. 300 v. Chr. bis zur arabischen Eroberung im 7. Jh. und sogar noch weiter) brachte oft genug auch Wandlungen in der Überlieferung mit sich. Alte Überlieferungselemente werden neu gefaßt, interpretiert, aktualisiert, adaptiert, mit anderen kombiniert, wie es eben die neue Situation oder Gesetzmäßigkeiten des Traditionsvorganges erforderten. Freilich sind diese Vorgänge nicht einfach durchschaubar. Einmal ist das Zusammenspiel zwischen den Gesetzen volkstümlicher Tradition und den Konventionen und Erfordernissen des Lehrvortrags nicht immer durchsichtig, zum anderen sind die Anhaltspunkte für den jeweiligen «Sitz im Leben» (so würde man hierzulande formulieren) selten ausreichend deutlich. Das heißt also, daß bei Zuordnung einzelner Haggadot bzw.

einzelner Überlieferungsschichten von Haggadot an bestimmte geschichtliche Situationen in der Regel ein breiter Ermessensspielraum besteht. Dies umso mehr, als der Großteil der Überlieferungen anonym tradiert ist und auch von daher Anhaltspunkte für eine Datierung fehlen. Das Ziel, für einen Überlieferungskomplex eine relative Chronologie seiner Schichten aufzuzeigen, ist zwar in jedem Fall anzustreben, aber keineswegs immer auch nur annähernd erreichbar. Die darauffolgende Zuordnung der Schichten zu Vorgängen und Umständen der jüdischen Geschichte ist folglich noch schwieriger zu vollziehen, obwohl dort, wo es gelingt, sich meist erst ein richtiges Verständnis der Quellen einerseits und auch eine bessere Kenntnis der betreffenden geschichtlichen Daten ergibt. Aus diesen aufgezeigten Problemen ergibt sich vor allem, daß man sich davor hüten sollte, in vorschneller Weise Einzeltraditionen zu datieren. Selbst in Fällen, in denen man auf eine der relativen Chronologie nach älteste Tradition stößt, kann man noch keineswegs annehmen, eine « ursprüngliche » Fassung oder gar alle Überlieferungen vorliegen zu haben. Heinemanns Skepsis gegen die Konstatierung « ursprünglicher » Fassungen ist wohlbegründet, nicht nur auf Grund der allgemeinen Regeln mündlicher Überlieferung, sondern auch anhand der im Buch gebotenen Beispiele. Andererseits ergibt sich aus denselben Gründen auch eine ebenso tiefe Skepsis gegen kategorische Einstufung von Einzeltraditionen in späten Kontexten als in jedem Fall spät. Hier übt Heinemann Kritik an Jacob Neusners Methode, die anscheinend voraussetzt, daß die Überlieferung mehr oder weniger lückenlos dokumentiert vorliegt und somit aus dem Fehlen eines Stoffes in früherer Zeit sicher erschlossen werden kann, daß es ihn damals noch nicht gab. Beachtet man diese beiden skeptischen Betrachtungsweisen Heinemanns, so ergibt sich ein äußerst vorsichtiger und umsichtiger Arbeitsstil.

Das 2. Kap. (S. 17-47) zeigt an mehreren Beispielen Merkmale und Vorgänge mündlicher Überlieferung auf, wobei v. a. auf den Abschnitt über die Aggadah von den Wassern der Urflut unter dem Shetijjah-Stein beim Tempelbau Davids (S. 17 ff.) und auf die Zacharias-Legende (S. 31 ff.) verwiesen sei, während S. 27 ff. eine Reihe präziser Merkmale mündlicher Tradition anführt (Hörfehler; Übertragung fester Redeteile; Übertragung von Person auf Person; Vielfalt stilistischer und inhaltlicher Varianten). Kap. 3 (S. 49-63) analysiert die Überlieferungen von der Überführung der Gebeine Josefs durch Mose, Kap. 4 (S. 65-74) die Überlieferungen über die Dauer des ägyptischen Exils, insbesondere der Angabe von 215 Jahren, wobei eine deutlich chronologische Folge der Traditionen aufgezeigt wird. Das 5. Kap. (S. 75-89) behandelt noch einmal — anhand konkreter Beispiele — die Problematik der Feststellung aktualisierender Haggadah-Verwendung, vor allem in bezug auf die Hasmonäer, was eine Auseinandersetzung mit V. Aptowitzers Arbeit über die Parteipolitik der Hasmonäer im Spiegel der rabbinischen Literatur einschließt. Im 6. Kap. (S. 91-102) wird die Frage antisamaritanischer Polemik aufgeworfen, auch insofern bedeutsam, als manches, was als antichristliche Aussage verstanden wird, eher gegen Samaritaner gerichtet war. Theologisch von ganz besonderem Interesse dürfte das Kapitel 7 (S. 103-116) sein, das Differenzen bezüglich eschatologischer Vorstellungen gilt. Rabbi Akibas im Sinne der Bar Kochba-Erhebung realistisch-innengeschichtliche Auffassung der Endzeit zwang ihn zur Ablehnung mancher Vorstellungen, die vor ihm wie auch wieder nach ihm geläufig waren. Dies betrifft die Motive vom Auftauchen der 10 Stämme und vom Auftreten eines « zweiten Mose » (mit eher antisamaritanisch als antichristlich motivierter Ablehnung). Mit Apologetik beschäftigt sich auch Kap. 8 (S. 117-129). Die Frage, ob auch die Weltvölker eine Offenbarung erhalten oder angeboten bekommen haben, stellte sich einmal angesichts der hellenistischen Umwelt, die

den jüdischen Alleinanspruch auf Offenbarung als Überheblichkeit wertete, zum anderen in neuer Weise gegenüber dem christlichen Offenbarungsanspruch, der in seiner die Offenbarungsqualität des lebendigen Judentums bestreitenden Polemik zur Negation einer Offenbarung außerhalb Israels provozierte. Auch Kap. 9 (S. 131-141) über den Messias ben Josef bzw. Efraim ist religionsgeschichtlich von außerordentlichem Interesse. Heinemann nimmt an, daß die Gestalt des Messias b. Josef/Efraim eine der zahlreichen messianischen Figuren des Frühjudentums war und erst nach 70 n. Chr., besonders aber nach dem gescheiterten Bar Kochba-Aufstand, zum vorläufigen Messias umgeformt wurde, der im Kampf fällt. Dabei spielte die typologische Verwendung der Überlieferung vom voreiligen Exodus und folgenden Tod der Efraimiten eine Rolle. Der vieldiskutierten Frage, ob und in welchem Maß in den palästinischen Targumim alte Überlieferungen enthalten sind, gilt Kap. 10 (S. 143-162). Obwohl Heinemann grundsätzlich der Frühdatierung zuneigt, rät er auch hier zur Beachtung der Gesetze mündlicher Überlieferung und somit zu umsichtiger Prüfung in jedem Einzelfall. Das 11. Kap. streift das Verhältnis der babylonischen Rabbinen zur Haggadah. Diese war bekanntlich ein vorwiegend palästinisches Produkt, den dortigen Bedingungen gemäß, während sie den streng halachisch geschulten Rabbinen Babyloniens des öfteren Anlaß zu Kritik bot. Sehr aufschlußreich, weil die gesamte Spanne von Frühjudentum bis ins Frühmittelalter umfassend, ist in Kap. 12 (S. 181-199) die Behandlung alter Haggadot in den Pirke de Rabbi Eliezer, wobei auch das Verhältnis des Redaktors zu Islam und Christentum wiederholt angesprochen wird.

Die Seiten 211-247 enthalten Anmerkungen, S. 251-253 ein Register.

Die geschilderten Inhalte dürften zur Genüge zeigen, daß es sich um ein Buch handelt, das nicht nur für den Fachjudaisten von außerordentlicher Bedeutung ist, es handelt sich vielmehr auch um ein Werk, das jeder Theologe, der sich mit dem talmudischen Judentum befaßt, gründlich durcharbeiten sollte.

Johann Maier, Köln.

S. *Ben-Chorin*, JÜDISCHER GLAUBE. Strukturen einer Theologie des Judentums anhand des Maimonidischen Credo. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1975. 320 S. 27,50 DM.

Unter diesem Titel hat der im deutschen Sprachraum durch seine Veröffentlichungen gut bekannte Publizist und jüdische Theologe S. B.-Ch. aus Jerusalem eine Reihe von Vorlesungen zusammengefasst, die er im Sommersemester 1975 auf Einladung der Universität Tübingen gehalten hat.

Jede Darstellung des jüdischen Glaubensinhaltes ist und bleibt problematisch, liegt doch der Hauptakzent im Judentum seit jeher nicht, wie im Christentum, auf der dogmatischen Formulierung von Glaubenssätzen, sondern *auf dem praktischen Gehorsam gegen Gottes Willen*, wie er konkret in den Geboten der Torah niedergelegt ist. So wurde ja auch die jüdische « Theologie » — es gibt sie wohl, wenn auch der Terminus als solcher auf das Judentum angewandt leicht Fehlinterpretationen unterliegt — erst im Gefolge des Kontakts jüdischer Gelehrter mit der muslimischen Theologie geboren. Dem halachisch-traditionell gebundenen Judentum ist sie stets suspekt geblieben, weil man sie von dieser Seite her wohl mit Recht als ein ausgesprochen unjüdisches Element empfunden und bewertet hat. An dieser Einschätzung ändert auch die Tatsache nichts, dass jüdische Geistesgrößen wie Maimonides (1135-1204) Theologie getrieben und Glaubensgrundsätze formuliert haben, die übrigens stets Versuche geblieben sind, die wesentlichen Elemente des

jüdischen Erbes herauszuheben. Niemals jedoch konnten und wollten derartige Formulierungen den Anspruch erheben, normativen Charakter zu besitzen und den jüdischen Glaubensinhalt erschöpfend darzustellen.

Andererseits hat man aber auch im Judentum, wohl als Reaktion gegen gewisse Auswüchse der Dogmatisierung von Glaubenssätzen im christlichen Bereich, das « theologische » Element bewußt oder unbewußt unterspielt, so daß man schablonenhaften Formulierungen, wie man sie zumalen bei modernen jüdischen Autoren antreffen kann, so z. B. : « Im Gegensatz zum Christentum hat das Judentum keine Theologie und kein Dogma » und Ähnliches, ebenfalls mit der gebotenen Vorsicht begegnen muss. Die beste und ausgewogenste Formulierung hat wohl der große jüdische Gelehrte und Reorganisator des *Jewish Theological Seminary of America*, Solomon Schechter (1850-1915), gegeben, der einmal schrieb : « Wohl kennt das Judentum keine Dogmen im christlichen Sinn, doch bedeutet das keinesfalls, daß es keine Glaubensprinzipien besitzt, ohne die keine Religion Bestand haben kann. »

Besonders scharfer Ablehnung begegneten alle Bestrebungen, die unter dem Sammelnamen « jüdische Theologie » zusammengefaßt werden können, vonseiten des bewußt traditionsgebundenen Judentums im 19. Jahrhundert, als sich der damals auftretende jüdische Liberalismus dieses Gebietes bemächtigte und die für das traditionelle Judentum wesentlichen Grundbegriffe im Geiste einer historisch-kritischen Evolutionstheorie in Frage stellte und großteils ablehnte. Im Mittelpunkt stand aber auch bei dieser Auseinandersetzung, in deren Gefolge sich dann die drei großen Tendenzen, die noch heute das moderne Judentum charakterisieren : orthodoxes, konservatives und Reformjudentum, progressiv voneinander abgrenzten, nicht etwa ein echtes « Theologumen » im christlichen Sinn, sondern die Frage nach der Gleichwertigkeit der rabbinischen Überlieferung mit dem Bibeltext, und damit das Problem ihrer absoluten Verbindlichkeit, die von den Reformern entweder gänzlich abgelehnt oder doch sehr weitgehend eingeschränkt wurde. Bezeichnend für die damalige Situation ist, als *terminus ad quem* einer jahrzehntelangen Entwicklung, das 1910 veröffentlichte Werk des großen jüdischen Reformtheologen Dr. K. Kohler, *Grundriß einer systematischen Theologie des Judentums auf geschichtlicher Grundlage*.

Nun ist auch das Judentum nicht auf dieser Entwicklungsstufe stehengeblieben. So wurde durch die konkrete Erfahrung der letzten Jahrzehnte vor allem die Assimilationsthese, die das Reformjudentum hundertprozentig auf seine Fahne geschrieben hatte, ad absurdum geführt, und das ungeheure Blutopfer der Verfolgungszeit, zusammen mit der Gründung eines jüdischen Staates, haben nachhaltig auf das jüdische Kollektivbewußtsein eingewirkt, und das innerhalb aller Tendenzen des modernen Judentums. Aufgrund dieser Kollektiverfahrung ist auch im Reformjudentum ein Umdenken eingetreten und, damit verbunden, ein bewusstes Zurückgreifen auf die Elemente der großen jüdischen Tradition. Der Vf. charakterisiert die heutige Situation folgendermassen (S. 13/14) :

Heute ist es wohl nicht zufällig, daß in den beiden großen Zentren des Weltjudentums, in Israel und in den Vereinigten Staaten von Amerika, divergierende Entwicklungen festzustellen sind. Das israelische Judentum verzichtet weitgehend auf Darstellungen der Glaubensinhalte des Judentums aus heutigem Bewußtsein, während es in Amerika Ansätze zu einer theologischen Durchdringung des Judentums gibt, wobei als die existentiellen Ausgangspunkte einer Neufassung jüdischer Glaubensinhalte die beiden Brennpunkte der neuesten jüdischen Geschichte gesehen werden, der Untergang des europäischen Judentums in den Jahren der NS-Verfolgungen und andererseits die Gründung des Staates Israel.

An dieser Entwicklung sind zwei Elemente typisch für die jüdische Religions- und Geistesgeschichte :

1. Nicht das israelische Judentum, sondern das Judentum der Diaspora bemüht sich um Reformulierung der Glaubensinhalte.

2. Ausgangspunkt dieser Bemühung ist die Geschichte, die als Heilsgeschichte interpretiert wird.

Die Darstellung B.-Ch.'s fußt, wie es schon der Titel des Buches aussagt, auf den sogenannten « Dreizehn Glaubensartikeln » des grössten jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters, Moses Maimonides, die trotz anfänglicher Widerstände selbst in das tägliche Gebetbuch aufgenommen wurden, wo sie im Anhang an das Morgengebet ihren Platz fanden. So nennt den B.-Ch. diese Artikel auch « den populärsten Katechismus des Judentums » (S. 29). Die Zahl 13 basiert dabei auf Ex. 34 : 6, 7, der Offenbarung der Gnadeneigenschaften Gottes an Mose (nach der Zählung des Talmuds).

Wie B.-Ch. in seinem Buch « *Jenseits von Orthodoxie und Liberalismus* » (2. Aufl., Frankfurt a. M. 1964) dargelegt hat, identifiziert sich seine eigene Auffassung vom Judentum nicht ohne weiteres mit irgendeiner « Tendenz ». Sein Bestreben ist, die Lehren des Judentums zu aktualisieren, der heutigen Mentalität zu erschliessen und so den « Weg des Judentums » zu einem für moderne Menschen gangbaren Weg zu machen. Wie man nun auch vom strikten Standpunkt der jüdischen Tradition aus gesehen einen solchen Versuch beurteilen mag, so gliedert er sich doch harmonisch ein in die Fülle zeitgenössischer Bestrebungen ähnlicher Art. Seine profunde Kenntnis der Tradition, gepaart mit einem wachen Sinn für alle Probleme der heutigen Zeit, lassen B.-Ch. besonders geeignet erscheinen, gerade christlichen Theologen eine gute und ausgewogene Darstellung der jüdischen Grundlehren und damit des Judentums als aktuellem geistigen und religiösen Faktor zu geben. Kein Christ, der sich der Bedeutung des jüdischen Erbes für das Verständnis seiner eigenen Glaubenswelt bewußt ist, wird an diesem Buch vorbeigehen können, und auch viele Juden werden es mit Gewinn lesen.

K. H.

M. Brocke, J. J. Petuchowski u. W. Stolz (Herausg.), DAS VATERUNSER. Gemeinsames Beten von Juden und Christen. Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1974. 285 S.

In diesem Band sind die Ergebnisse eines Symposiums zusammengefasst, das die Stiftung *Oratio Dominica* in Freiburg i. Br. im November 1973 veranstaltet hat.

Trotz jahrhundertelangem « Sich-Auseinanderlebens », das die jüdisch-christlichen Beziehungen weitgehend geprägt hat, liegt es auf der Hand, daß das Judentum und das Christentum auf Grund ihrer « gemeinsamen Wurzel » dennoch zahlreiche verbindende Elemente bewahrt haben, was besonders auf dem Gebiete des Gebetes und der Liturgie sichtbar wird. Daß das zentrale christliche Gebet, das Vaterunser, aus einer dem Judentum und dem Christentum gemeinsamen Glaubenswelt stammt, ist seit langem allgemein anerkannt, und so stellt dieses Gebet gewiß wie kein anderes den geeigneten Ausgangspunkt dar, diese Gemeinsamkeit angesichts der durch die christliche « Adversus-Judaeos-Theologie » hervorgerufene bedauerliche Entfremdung zwischen den beiden Religionen heute wieder ganz besonders zu betonen.

Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert, wobei im ersten jüdische, im zweiten christliche Autoren zu Worte kommen. Wenn auch nichts wesentlich Neues ausgesagt wird — was bei diesem Thema auch kaum möglich ist —, so handelt

es sich doch oft um Elemente — das trifft besonders für die Beiträge von jüdischer Seite zu —, die im christlichen Bereich nur zu oft noch wenig oder doch unvollkommen bekannt sind und deren Zusammenfassung in einem handlichen Band gewiß für viele Leser eine willkommene Informationsquelle darstellt.

Von christlicher Seite her ist vor allem die seelsorgliche Aktualisierung des Herrenggebets ein zentrales Anliegen. J. Bronner, Prof. für Pastoraltheologie an der Theol. Fakultät Luzern, schreibt darüber sehr richtig in seinem Beitrag *Das Vaterunser in der seelsorglichen Praxis* (S. 242/43):

Wenn wir uns in der Seelsorge die Mühe nehmen, das Vaterunser nicht nur zu beten und immer wieder, vielleicht fast zu oft, beten zu lassen, sondern es auch predigen, es zu einem Lieblingsthema unserer Verkündigung zu machen, dann und nur dann hat dieses Gebet auch heute noch seine große Bedeutung und überragt in Inhalt und Form die meisten anderen Gebete, am allermeisten jene modischen Gebete, die wir uns selbst zurechtzimmern und in denen wir glauben, der Erfahrung des heutigen Menschen besser gerecht zu werden... Gebete fabriziert man nicht am laufenden Band, man schüttelt sie nicht aus dem Ärmel...

Besonderer Dank gebührt M. Brocke, Lehrbeauftragter für Judaistik an der Universität Regensburg, für die nützlichen « Weiterführenden bibliographischen Hinweise » im Anhang, sowie für das Glossar hebräischer Fachausdrücke.

K. H.

A. Falaturi u. W. Strolz (Herausg.), GLAUBEN AN DEN EINEN GOTT. Menschliche Gotteserfahrung im Christentum u. im Islam. Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1975. 245 S.

Der vorliegende Band enthält die Beiträge zu einem Symposium, das die Stiftung *Oratio Dominica* im November 1974 in Freiburg i. Br. abgehalten hat.

Es besteht seit einiger Zeit die — absolut legitime und notwendige — Tendenz, den Islam mehr als bisher in die religiöse Problematik unserer Zeit einzubeziehen, nachdem er jahrhundertlang von der abendländischen Theologie her gesehen irgendwie am Rand geblieben ist. Dafür sind wieder verschiedene Faktoren maßgebend, nicht zuletzt die politische Entwicklung, in deren Verlauf die ottomanisch-islamische Vorherrschaft in Europa immer mehr zurückgedrängt wurde.

Auf katholischer Seite bedeutet auch auf diesem Gebiet das 2. Vatikanische Konzil, das in seiner Erklärung über die « nichtchristlichen Religionen » auch dem Islam ein Kapitel gewidmet hat, einen Meilenstein, der von Prof. Anawati von der Universität Kairo folgendermassen beurteilt wird (S. 7):

Daß die (kath.) Kirche in einem feierlichen und offiziellen Dokument wie dem Konzilstext aussagt, der Gott des Islams sei der einzige, lebendige, in sich seiende, barmherzige und allmächtige Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, ist im Bereich der islamisch-christlichen Beziehungen eine Tatsache von erstrangiger Bedeutung.

Judentum, Christentum und Islam verbindet der Glaube an den einen Schöpfergott, doch wird dieses Grundprinzip im Islam nicht wie im Judentum und im Christentum mit dem *Vatergedanken* in Verbindung gebracht. Einer der Hauptzwecke des Freiburger Symposiums war, sich darüber zu fragen, wie nun auch im Islam dennoch eine *menschliche Gotteserfahrung* möglich wird. Es konnte dabei selbstverständlich in keiner Weise darum gehen, die grundlegenden Unterschiede in der Auffassung von Christentum und Islam überbrücken zu wollen, doch

ist das gemeinsame Bekenntnis zum einig-einzigen Gott auch wieder eine genügend breite Basis für einen wirklich fruchtbaren Dialog angesichts der heute immer mehr um sich greifenden Glaubenslosigkeit. Auch teilt ja das Christentum mit dem Islam die gemeinsame Hoffnung auf das, was die Propheten der Bibel «jenen Tag» und der Koran *yaum ed-Din*, «der Tag des Gerichtes» nennen.

Unter den Beiträgen seien folgende besonders hervorgehoben:

Smail Balic, Oberstaatsbibliothekar an der Nationalbibliothek Wien: *Das Jesusbild in der heutigen islamischen Theologie*.

Rudi Paret, emerit. Ordinarius für Islamistik an der Univ. Tübingen: *Das Verhältnis von Offenbarung und Tradition im Islam*.

Abdoldjavad Falaturi, Prof. für Islamkunde u. Philosophie an der Universität Kairo: *Zeit- und Geschichtserfahrung im Islam*.

Hamid Algar, Prof. an der University of California, Department of Near East Studies: *Zur Frage des Säkularismus in der islamischen Welt*.

Richard Gramlich, Prof. für Religionswissenschaft an der Univ. Freiburg i. Br.: *Mystische Dimensionen des islamischen Monotheismus*.

Für November 1976 plant die Stiftung *Oratio Dominica* ein Symposium von Juden, Christen und Muslimen über zentrale Glaubenserfahrungen in den monotheistischen Religionen.

K. H.

Kommission für die religiösen Beziehungen zu dem Judentum: RICHTLINIEN UND HINWEISE FÜR DIE KONZILSERKLÄRUNG «NOSTRA AETATE, ART. 4». Von den deutschen Bischöfen approbierte Übersetzung. Eingeleitet von Willehad Paul Eckert OP. Nachkonziliare Dokumentation 49, Paulinus-Verlag Trier, 40 Seiten, kt. 9.80 DM. (ISBN 3-7902-4201-2).

Diese «nachkonziliare Dokumentation» enthält im letzten Teil die offizielle deutsche Übersetzung der Ende 1974 erschienenen «Richtlinien und Hinweise für die Konzilserklärung «Nostra Aetate, Art. 4» aus dem Jahre 1965. Vorausgeht (S. 7-31) eine komprimierte und instruktive Einleitung, verfaßt von W. P. Eckert, über die «Vorgeschichte», über «Mängel der Konzilserklärung», «Die Päpstliche Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum», «Fortschritte gegenüber der Konzilserklärung», «Die Bedingungen des Dialogs», «Jesus und die Juden», «Das brüderliche Gespräch», über die «Zusammenarbeit christlicher und jüdischer Gelehrter», «Verbindungen zwischen christlicher und jüdischer Liturgie», «Die Heilige Schrift», «Konsequenzen für Katechese und Pastoral», «Das gemeinsame Gebet», «Aufforderungen zum gemeinsamen Handeln», und — kritisch — über «Offengebliebene Wünsche». Jedem, der die Bemühungen protestantischerseits, sei es im Rahmen des Weltkirchenrats oder z. B. innerhalb der Ev. Kirche in Deutschland um ein christliches Verständnis des Judentums und ein Verstehen der Judenheit kennt, springen zahlreiche Analogien ins Auge. Ein wesentlicher Unterschied der «Richtlinien» etwa gegenüber der Studie des Rates der EKD «Christen und Juden» (1975) besteht darin, daß diese das «Land» und den «Staat Israel» nicht erwähnen. Es fragt sich allerdings, ob eine z. Zt. gewünschte Studie des Weltkirchenrates — an der also nicht nur die «westlichen» Kirchen mitgearbeitet hätten — das «Land» berücksichtigen würde. W. P. Eckert selbst erwähnt «die Bindung der Juden an das Land der Väter» unter den «Offengebliebene(n) Wünschen» (S. 29). M. E. kann auch eine rein religiöse — wenn es so etwas

überhaupt geben sollte — christliche Stellungnahme das « Land der Väter » nicht ausklammern, wenn man bedenkt, daß schon in den Quellen der jüdischen « Religion », wie im Deuteronomium, die göttliche Landverheißung der Grund von Exodus und Eisdodus und von dem für das Leben im Lande gebotenen Thoragehorsam ist (vgl. 5. Mose 4,37 ff. ; 6,10 ff. ; 7,7 ff. u. ö.). Eine mit Recht geforderte « Theologie des Judentums » (vgl. S. 23) muß die Judenheit in Geschichte und Gegenwart nehmen wie sie ist, auch wenn sie sich keineswegs einstimmig darstellt. Das Gleiche gilt umgekehrt für die Juden im Hinblick auf das uneinheitliche Christentum und das unterschiedliche Christus- und Selbstverständnis. Nur so kann es zu einem « Brückenschlag » kommen (S. 15), der wohl für beide Seiten wesentlich ist ; freilich bleibt es Juden überlassen, ob sie das wollen oder nicht. Die « Richtlinien » — über die in dieser Zeitschrift mehrmals gehandelt wurde (vgl. *Judaica* 31, 1975, S. 2 ff.) — enthalten sehr viel Positives, das größtenteils direkt in den evangelischen Bereich übertragbar ist. So sei hier die Forderung nach einer verbesserten Ausbildung in judaica von Religionslehrern und Theologen hingewiesen. Die wissenschaftliche Erforschung der Probleme des Judentums und der jüdisch-christlichen Beziehungen soll gefördert werden, besonders in den Bereichen der Exegese, der Theologie, der Geschichte und der Soziologie. » (S. 38). Da eine realistische « Theologie des Judentums » eine wahrhaft « ökumenische » Aufgabe für die Kirche aus Juden und Heiden ist, verdient die gesamte « nachkonziliare Dokumentation Band 49 » evangelischerseits eine genaue Beachtung und Würdigung.

Herbert Schmid.

Hans Heinrich Schmid, DIE STEINE UND DAS WORT. Fug und Unfug biblischer Archäologie, Theologischer Verlag Zürich, 264 Seiten, Fr./DM. 36.—.

Dem Verfasser geht es — oft in Auseinandersetzung mit W. Kellers Buch « Und die Bibel hat doch recht » (1955) — um den Erweis dessen, was die Archäologie zum Verständnis biblischer Aussagen zu leisten vermag bzw. nicht zu leisten vermag. Schmid geht mit dieser Zielsetzung ausführlich und gut verständlich ein auf die Schöpfungs- und Flutgeschichte, auf die Erzählung vom Turmbau zu Babel, auf Israels Aufenthalt in Ägypten und seinen Auszug, auf die Einnahme Jerichos, auf die Bauten Salomos und auf die Beziehungen der Textfunde von Qumran zum Neuen und Alten Testament. Das Ergebnis der Darlegungen wird S. 253 knapp zusammengefaßt : « Mit Fug wird biblische Archäologie betrieben :

- in der Erforschung der Geschichte Israels...
- in der Beschreibung der geistigen und religiösen Umwelt der Bibel...
- als Mittel zur Erarbeitung der spezifisch biblischen Interpretation historischer Ereignisse und altorientalischer Vorstellungen.

Unfug wird mit biblischer Archäologie betrieben :

- in der oberflächlichen Auswertung methodisch unzureichend behandelte archäologischer Sachverhalte,
- in der voreiligen Herstellung von Beziehungen zwischen archäologischen Ergebnissen und methodisch unsachgemäß behandelten Bibeltexten,
- als Mittel zum Beweis der Wahrheit oder der Unwahrheit der Bibel. »

Im großen und ganzen kann man dem Verfasser nur zustimmen und für seine Arbeit danken, die jeder Teilnehmer an einer Studienreise nach Palästina gelesen haben sollte. Einige Kleinigkeiten fielen dem Rezensenten auf, die z. T. bei einer

Neuaufgabe zu berücksichtigen wären: Daß in Babylon « so etwas wie ein Sabbat bekannt » war, müßte genauer dargelegt werden (S. 16). Hat bei der « Geschichte »... « von den Engelehen » (S. 82) der Mensch gehandelt und gefrevelt geht es in Gen. 11 tatsächlich um « Himmelsstürmerei » (S. 98 ; cf. S. 106) ? In der Legende S. 103 wäre zu berichtigen, daß die Pyramide von Meidum etwa 75 KM südlich (nicht nördlich) von Kairo liegt. Wenn auch die Übersetzung geläufig ist « Roß und Reiter warf er ins Meer » (Ex. 15,21 Zürcher Bibel), so sollten Die « Reiter » doch durch « Fahrer » (der Streitwagen) ersetzt werden (S. 128 ; 133). In Javne fand gegen Ende des 1. Jh. nChr. keine « Synode von Jamnia » statt (S. 224 f.). Richtig ist, daß eine Beziehung der Höhlenfunde zur Siedlung von Qumran « sehr wahrscheinlich, aber bislang nicht sicher erwiesen ist » (S. 213). Es geht dann aber nicht an, auf S. 233 festzustellen: « Jedenfalls hatten sie (nämlich die Bewohner von Qumran) ... ihre Handschriften in den nahegelegenen Höhlen versteckt. » Auf dem Plan von Qumran — ob die Gemeinschaftssiedlung eine Niederlassung der « Essener » war, ist m. E. alles andere als erwiesen — fehlt die Ziffer « 5 »: Die Keramik-Werkstätte liegt nördlich von der Treppe der « Zisterne » (6) an der Mauer (S. 229) ; auf dem Bild S. 228 ist sie am oberen Ende der Grabungsstätte vor dem rechteckigen Wasserbecken gut zu sehen.

Schmids Buch ist nicht bloß Reisenden, die aus biblischen Gründen nach Palästina fahren, sehr zu empfehlen, sondern auch Pfarrern und vor allem Religionslehrern, werden doch hier sachkundig und ausgewogen Texte und Themen behandelt, die immer wieder im Religionsunterricht von Bedeutung sind und einen Lehrer erfordern, der über Sachkenntnisse verfügt.

Herbert Schmid.

A. Holl, TOD UND TEUFEL. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1976. 203 S. 5.80 DM.

Der katholische Theologe A. H. ist schon mehrmals publizistisch hervorgetreten. Bekannt wurde sein Name besonders durch sein Buch « Jesus in schlechter Gesellschaft ». Wer ihn gelesen hat, wird sich nicht wundern, daß er mit den Autoritäten seiner Kirche in Konflikt geraten ist...

In flüssigem Stil und in einer durch zahlreiche Anekdoten und Einschübe aufgelockerten Darstellungsweise behandelt H. hier in bewußt populär gehaltener Form die Frage nach dem, was die Schultheologie « Die letzten Dinge » nennt. Anhand von Einblendungen aus der Religionsgeschichte — der Vf. war, bevor ihm die *venia legendi* entzogen wurde, Dozent für dieses Fach an der kath.-theol. Fakultät der Universität Wien — und von Beispielen aus verschiedenen Kulturkreisen zeigt er auf, wie die Vorstellungen auf diesem Gebiet entstanden sind, und wie sie sich weiterentwickelt haben. Daß auch die biblischen Aussagen und damit das, was die kirchliche Lehre aus ihnen gemacht hat, auf diesem Hintergrund gesehen werden müssen, ist ebenso unbestritten wie die Notwendigkeit, diese Darstellungsweise zu « entmythologisieren » und in eine andere Sprache und Vorstellungswelt, nämlich die unsere, zu übertragen, damit sie heute verständlich wird. Doch was bleibt davon am Ende dieses « Entmythologisierungsprozesses » übrig ? Das ist die grundlegende Frage, und sie wird mit einer « Aktualisierung » der Darstellungsweise in keiner Weise beantwortet. Gibt es darauf überhaupt eine Antwort ? Geben wir dem Vf. das Wort (S. 106) :

Soll ich sagen : Ja, wir sind erlöst — wo jede Sekunde ein Mensch auf dieser Welt verhungert ?

Soll ich sagen : Nein, wir sind nicht erlöst — und damit jene geschichtliche Kraft (die Kirche) verleugnen, von der ich vorhin gesprochen habe ?

Mit Ja oder Nein lässt sich die Frage nach der Erlösung offenbar nicht beantworten, mithin auch nicht die Frage nach dem, was nach dem Tod ist. Wir bleiben der Erlösung bedürftig, und wir haben einen Antrieb, trotz aller Fehlschläge die Erlösung zu denken.

Mit anderen Worten : Das Reich Gottes wird nicht mit Ja oder Nein gesetzt oder verneint ; es muß hergestellt werden...

Ein Buch, das zum Nachdenken und zum Umdenken herausfordert und damit gewiß eine wichtige Funktion erfüllt in einer Zeit, in der sich die alten dogmatischen Formulierungen hoffnungslos in nichts auflösen, wo die alten « Sicherheiten », wie sie die kirchliche Lehre bieten wollte, endgültig ihre Glaubwürdigkeit eingebüßt haben und wo der einzelne mehr denn je auf sich selbst gestellt ist.

K. H.

R. Hammer, *BUERGER ZWEITER KLASSE*. Verlag Hoffmann u. Campe, Hamburg 1974, 278 S. 26.— DM.

Dieser dokumentarisch belegte Bericht über die Judenfeindschaft in der UdSSR und im heutigen Polen zeigt mit Deutlichkeit, daß die in diesen Ländern vorhandene Tradition des Antisemitismus nicht selbstverständlich durch gesellschaftsverändernde Revolutionen aufgehoben und beseitigt wird. Die in diesen beiden Staaten praktizierte *Entrechtung der jüdischen Bürger* und ihre Abstempelung zu Einwohnern zweiter Klasse macht offenbar, wie hartnäckig und zäh das giftige Unkraut dieser Diskriminierung weiterwuchert.

Dabei lassen sich auch hier *die Merkmale des klassischen, nie besonders originellen Antisemitismus leicht nachweisen*. Dazu gehört einmal, daß dieser Haß zunächst sein wahres Gesicht hinter einer Maske versteckt. Scheinbar richtet sich die Abneigung nur gegen den Zionismus (S. 42 ; 86), der in seiner internationalen Verästelung und Organisation eine gefährliche Bedrohung für den Aufbau des Sozialismus darstelle. Dabei wird — und dies ist ein alter Trick des Antisemitismus — unterschieden zwischen Juden, die man noch akzeptieren könne, und zwischen solchen, die man ablehnen müsse (S. 65) ; selbstverständlich werden alle Anhänger des Zionismus unter das Vorzeichen der Unannehmbarkeit gerückt. Sehr rasch zeigt es sich aber, daß Judentum und Zionismus gleichgesetzt werden. Um den Zionismus besonders verächtlich zu machen, wird ihm wider jede Wahrheit eine Verbindung mit dem Nationalsozialismus zur Last gelegt (S. 69). Diese Verleumdung geht so weit, daß die unsinnige Behauptung laut wird, mehr als tausend nazistische Verbrecher seien in der israelischen Armee tätig (S. 78), wohl um den Eindruck zu verwischen, daß innerhalb der ägyptischen Armee unter dem ehemaligen Staatschef Nasser erwiesenermaßen derartige Personen tätig gewesen sind. Ganz von selbst ergibt es sich, daß der anfänglich aus Tarnungsgründen vorgebrachte Unterschied zwischen Juden und Zionisten nicht nur unscharf gemacht, sondern auch aufgehoben wird. In einem Atemzug werden « Jude, Kosmopolit, Zionist, Spion und Mörder » (S. 241) genannt. Dabei wird deutlich, daß nicht bestimmte Handlungen der Juden gebrandmarkt werden, sondern daß in erster Linie das Judesein als solches — und dies ist ein weiteres Kennzeichen des Judenhasses — als Delikt gilt (S. 85).

Das schließt aber ein, daß diesen Juden *die entlastende Blitzableiterfunktion* für politisches Versagen der Verantwortlichen zugeschoben wird. Auch das ist ein Merkmal des Antisemitismus. Ob es sich um zu hohe Preise (S. 22), um studen-

tische Unruhen (S. 122), um die Untergrabung der Familien oder um die Unterwanderung der Medizin handelt (S. 170), — immer sind die Juden daran schuld. Den Juden wird — trotz ihrer offenkundigen Ohnmacht im Spiel der Weltmächte — eine angebliche Ausübung einer internationalen Herrschaft angedichtet (S. 64, 65 und passim).

Dieser Trend der Diskriminierung führt dazu, daß die Juden als besondere Einheit nicht mehr in Erscheinung treten sollen. Dies ist das Programm der *zwangsweisen Assimilierung* (S. 243), die aber gerade wegen ihres Druckes zum Mißerfolg verurteilt ist. Da aber innerhalb solcher sozialistischen Staaten das Scheitern einer derartigen Einordnung offiziell nicht zur Kenntnis genommen werden kann, wird wiederum — vor allem in der Sowjetunion — die Ausreise durch behördliche Fußangeln und verwaltungsmäßige Stolperdrähte zu einem existenzgefährdenden Hindernislauf.

Es ist anzuerkennen, daß innerhalb dieser beiden Länder *ein Widerstand* gegenüber dem Haß auf die Juden auch in der Form von Protesten laut wird; vor allem wird deutlich gemacht, daß der Antisemitismus von den Behörden beabsichtigt und gesteuert wird (S. 122). Es konnte sogar geschrieben werden: « Es gibt Situationen, in denen jeder anständige Mensch lieber Jude sein möchte » (S. 204).

Das große Verdienst dieses gut informierenden, nüchternen und gründlichen Buches besteht darin, daß es die Augen für eine Tatsache öffnet: *Antisemitismus ist nicht das Privileg einer bestimmten politischen Gruppierung* oder einer so oder so gerateten Gesellschaftsordnung; er kann — um die alten Begriffe aufzugreifen — politisch rechts oder links angesiedelt sein. Jedermann kann von dem Bazillus des zerstörerischen Antisemitismus angesteckt werden. Es ist gut, daß hier ein Appell zur nüchternen Wachsamkeit dadurch erfolgt, daß man nicht meint, man habe die Versuchung der Judenfeindschaft ein für alle Mal schon hinter sich.

Rudolf Pfisterer.

Artur Eisenbach, Wielka Emigracja wobec kwestii żydowskiej 1832-1849 (= DIE STELLUNG DER GROSSEN EMIGRATION ZUR JÜDISCHEN FRAGE 1832-1849), Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1976, 475 S. 8°. 66,— zł.

Nachdem Verf. sich bereits in einer Reihe von Aufsätzen, vor allem aber in seiner Monographie « Kwestia równouprawnienia Żydów w Królestwie Polskim » (= *Die Frage nach der Gleichberechtigung der Juden im Königreich Polen*), Warszawa 1972, eingehend mit den juristischen, politischen und sozialen Implikationen der Emanzipationsbemühungen der Juden in Osteuropa, vornehmlich in Polen und Rußland, auseinandergesetzt hat, beschäftigt er sich in der vorliegenden Arbeit in erster Linie mit der Diskussion der jüdischen Frage unter den polnischen Emigranten in Westeuropa nach dem gescheiterten Aufstand von 1830/31. Mit dieser Studie bereichert Verf. die Literatur, die der « Großen Emigration » gewidmet worden ist, um eine sehr wesentliche Position; denn trotz der immensen Zahl an Arbeiten über die verschiedensten Probleme der « Großen Emigration » ist die Stellung derselben zur jüdischen Frage, obwohl diese eine ganz erhebliche Rolle unter den Emigranten gespielt hatte, bislang kaum in den Blickpunkt des Interesses gerückt worden. Abgesehen von kleineren Abhandlungen hat sich in beachtlichem Umfang in neuerer Zeit nur noch Abraham Duker mit diesem Problemkreis befaßt, in den übrigens auch U. Haustein durch seinen Beitrag « Das Verhältnis von Juden und Polen » (in: *Kirche und Synagoge*, ed. K. H. Rengstorf u. S. von Kortzfleisch, Bd. 2, Stuttgart 1970, Kap. 11,3) einem — hoffentlich — größerem Leserkreis

einen ersten Einblick gewährt hat. Insofern stellt das Buch A. Eisenbachs von vornherein ein sehr zu begrüßendes Werk dar, und dem Anspruch des Verf., eine « bestehende Lücke » in der Literatur durch die Bearbeitung « der Entwicklung der Ansichten der wesentlichen Emigrantengruppen über einige grundlegende Probleme der jüdischen Frage in Polen » zu füllen (S. 9), wird es auch gerecht.

Ziel des vorliegenden Bandes — nach einer Bemerkung des Verf. handelt es sich hier um den ersten eines auf zwei Teile angelegten Werkes (S. 11) — ist es « festzustellen, wann und unter dem Eindruck welcher Ereignisse und Faktoren die inhaltliche Ausweitung und Radikalisierung der Forderungen der Emigrantengruppen bezüglich der gesellschaftlichen Fragen erfolgte, welche Resonanz dieses Faktum im Bewußtsein der Juden in Polen und im Ausland hervorrief, welchem Einfluß dieses auf das Engagement des jüdischen Bürgertums, besonders seiner aufgeklärten Kreise, für die polnische Unabhängigkeitsbewegung sowie den Kampf um die Emanzipation hatte. » (S. 10). Um dieses Ziel zu erreichen, zitiert und analysiert Verf. alle wesentlichen Stellungnahmen und Äußerungen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen sowie einzelner Persönlichkeiten zu den erwähnten Problemen. Dabei beschränkt er sich nicht auf die durch Publikation in Büchern, Zeitungen oder Zeitschriften zugänglichen Quellen, sondern berücksichtigt genauso auch handschriftliche Aufzeichnungen, Briefe und unveröffentlichte Materialien, sofern sie noch in Archiven greifbar sind. Das so zusammengetragene umfangreiche Material bietet Verf. übersichtlich, in sechs Kapitel, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, eingeteilt, dar. Ausgehend von einer Darstellung der sozialen Lage sowie der rechtlichen Stellung der Juden in Polen und Rußland (S. 15-107) läßt er vor dem Leser den Verlauf der Diskussion anschaulich Revue passieren. Im Mittelpunkt steht dabei folgende doppelte Alternative: Darf den Juden die volle Gleichberechtigung, also die Anerkennung als Staatsbürger mit allen Rechten und Pflichten zugestanden werden, oder sollen sie die « Fremden » bleiben, bestenfalls geduldete Randsiedler der Gesellschaft, oder soll man sie zum Verlassen des Landes auffordern? Während Juden und ihre nichtjüdischen Anwälte mit Blick auf die Vergangenheit den Nachweis zu erbringen sich anstrebten, daß sie schon immer loyale Staatsbürger ihrem Verhalten nach gewesen sind und das Ihre zum Wohle des Staates beigetragen haben, daher also die Gleichberechtigung verdienten, verbot für die einen das religiöse (z. B. S. 185: « ... nur die katholische Religion ist Grundlage der Moralität und menschlichen Tugend... »), für die anderen das soziale Vorurteil (z. B. S. 104: « Juden sind unmoralisch..., stören Entwicklung der nationalen Wirtschaft und des Handels, verleiten die Bauern zum Alkoholismus.. sind bestechlich, unehrlich... ») ein Eintreten für die Verbesserung der Lage der Juden. Wieder andere werteten die Gleichberechtigung der Juden als nicht einkalkulierbares politisches Sicherheitsrisiko (z. B. S. 109: Juden widmeten sich « gerne der Spionage »)... Die Worte eines so angesehenen Mannes wie Adam Mickiewicz: « Das Problem Polens ist ein Problem der Freiheit und Gleichheit, deswegen brauchen wir auch 'den Fürsten, den Grafen, den Bauern, den Juden in gleicher Weise' » (S. 220) waren nur eine Stimme im polyphonen Chor, und nicht einmal die maßgebende...

Es versteht sich von selbst, daß im Rahmen einer kurzen Anzeige unmöglich die ganze Fülle an Information einer solch materialreichen Darstellung aufgezeigt werden kann. Umso nachdrücklicher sei daher jedoch deren Lektüre empfohlen. Wer immer sich mit der Emanzipationsbewegung der Juden in Mitteleuropa beschäftigt, wird an diesem Buch nicht mehr vorbeisehen können. Mit Spannung darf man also auf das Erscheinen der Fortsetzung warten.

Stefan Schreiner.

Sch. Ben-Chorin, JUGEND AN DER ISAR, Paul List Verlag, München 1974, 212 S. 25 DM.

Wie findet man von der liberal-assimilierten Atmosphäre der jüdischen Gemeinde Münchens der Nachkriegsjahre, das heißt nach 1918, zu einem bewußten Judentum? Das beschreibt uns der bekannte Jerusalemer Publizist und liberale jüdische Theologe Sch. B.-C. an Hand seines eigenen Lebensweges, des Weges von Fritz Rosenthal zu Schalom Ben-Chorin. Geprägt von deutscher Kultur, gepaart mit süddeutsch-gemütlicher Lebensart, führt ihn die erste Etappe jüdischer «prise de conscience» konsequenter Weise in die orthodoxe Ohel-Jakob-Gemeinde, doch bald macht der junge R. dabei eine Erfahrung, die er dann später im Talmud bestätigt findet: «Der Sabbat ist in euren Händen, denn es heisst: 'Der Sabbat ist für euch'», eine Betrachtungsweise, die sich ja auch das N. T. zueigen gemacht hat (Mark. 2:27). Diese Erkenntnis wird für ihn zum religiösen Lebensprogramm (S. 28):

Später, sehr viel später erst, wurde mir klar, dass die Orthodoxie, oder besser gesagt, das gesetzestreue Judentum, in der richtigen Erkenntnis, das ganze Leben zu heiligen und unter Gottes Wort zu stellen, zu weit geht und so das an sich Richtige bis ins Absurde vortreibt.

Das, was man heute als «Suche nach jüdischer Identität» bezeichnen würde, führt R. dann in verschiedene jüdische Bewegungen: *Kadima*, *Bethar*... Daneben geht das Universitätsstudium weiter, zusammen mit einer Betätigung im Buchhandel, eine Wahl, die durch die Liebe zur Literatur bestimmt wurde: «Es war die Liebe zum Buch, die mich in Beruf und Studium leitete» (S. 107). Viele Begegnungen mit aussergewöhnlichen Menschen fallen in diese Zeit, doch war sie schon überschattet von dem, was der Vf. mit Nelly Sachs «Sternverdunkelung» nennt: das unaufhaltsame Vordringen des Nationalsozialismus, bis dann 1935 die Auswanderung in das damalige Palästina erfolgt.

Im Gegensatz zu manchen anderen Juden aus assimilierten Milieu ist B.-C. nicht zum «Ultra-Israeli» geworden und hat seine tiefe Bindung an die deutsche Kultur über alle «Sternverdunkelung» hinweg gepflegt und bewahrt. Rückblickend kann er sagen (S. 203):

Im Jahre 1926 veröffentlichte Franz Rosenzweig, der Mitarbeiter Martin Bubers, kleinere Schriften zur Religion und Philosophie unter dem Titel «Zweistromland». Gemeint waren wohl die beiden Ströme der Religion und der Philosophie, aber zugleich wurde dieses Buch zur Dokumentation eines anderen Zweistromlandes, einer geistigen Landschaft, in der sich die Ströme abendländisch-deutschen Denkens und hebräischen Erbes begegneten.

So gesehen war auch das Land meiner Jugend ein Zweistromland. Und aus diesem geographisch nicht zu begrenzenden Raum bin ich eigentlich nie ausgewandert. Es ist wohl das Schicksal meiner Generation, Bürger dieses Zweistromlandes zu bleiben.

Isar und Jordan sind weit voneinander entfernt, doch sie münden in ein Herz. So seltsam spielen Geographie und Anthropologie ineinander.

Und der Vf. schließt seine Biographie mit den Worten, die ein ganzes Lebensprogramm beinhalten (S. 205):

Die zwei Städte meines Zweistromlandes blieben München und Jerusalem, aber über beiden leuchtet die Schrift auf:

Aber wir haben hier keine bleibende Stadt,
sondern die zukünftige suchen wir.

K. H.

J. Roth, DER LEVIATHAN. Erzählungen. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1976. 207 S. 5,80 DM.

1939 starb in einem Pariser Armenspital ein « Clochard », wie derer so viele sie Seinekais bevölkern, auf der beständigen Suche nach ein paar Franken, die ihnen erlauben, ihre Vergangenheit und ihre Situation als Strandgut der Menschheit im Weindusel für einige Stunden zu vergessen... Dieser in Armut und Verlassenheit gestorbene heimatlose Mann feierte eine ungeahnte literarische Auferstehung: Hermann Kesten nennt ihn im Nachwort zum vorliegenden Band von Erzählungen (S. 207) « den stärksten österreichischen Erzähler zwischen den beiden Weltkriegen ».

Der in Ostgalizien in einem frommen jüdischen Elternhaus geborene J. R. ist zum Barden seiner einzigen Heimat geworden, die 1918 in Trümmer fiel, der übernationalen österreichisch-ungarischen Monarchie. Hören wird dazu wieder Hermann Kesten (S. 202):

So hat sich R. in seinem epischen Werk eine verlorene Heimat wieder geschaffen, etwa jenes in jedem Detail so lebenswahre, lebensträchtige Österreich-Ungarn, das bei aller stupenden Realität eben durch R.'s epische Schärfe und optische wie auch akustische Präzision zum fabulösen Traumreich der Habsburger Doppelmonarchie wurde; so bevölkerte er mit dem Personal seines Lebens seine Romane und Geschichten und lebte auch mit seinen erfundenen Figuren wiederum, als wären sie Komparsen seines eigenen Lebens.

Typisch für diese Haltung ist die Erzählung « Die Büste des Kaisers » (S. 120 ff.), während der letzte Beitrag dieses Bandes, der ihm auch den Namen gegeben hat, « Der Leviathan » (S. 168 ff.), einen charakteristischen Zug des ostjüdischen Herkunftsmilieus R.'s in Licht rückt: den Traum von Weite und Ferne inmitten der Enge des Ghettos, und die verklärte Liebe zum Imaginären, verkörpert in der Gestalt des Korallenhändlers Nissen Piczenik (S. 196):

Was aber Nissen Piczenik betrifft, der ebenfalls damals (auf der Reise nach Amerika) unterging, so kann man nicht sagen, er sei einfach ertrunken wie die anderen. Er war vielmehr — dies kann man mit gutem Gewissen erzählen — zu den Korallen heimgekehrt, auf den Grund des Ozeans, wo der gewaltige Leviathan sich ringelt.

K. H.

Vera Schlamm, BEWAHRT ZUM GLAUBEN. Der Weg einer jüdischen Ärztin. Christliches Vereinshaus Stuttgart 1975, Reihe: ABCteam. 111 S.

V. S. schildert ihr bewegtes Leben, die Jahre der Verfolgung in Europa unter Hitler, das neue Leben in Amerika, ihre Hinwendung zum christlichen Glauben nach einem langen und ernsthaften Suchen. Ich muß gestehen, daß ich mit ihrer « Bekehrung » etwas Mühe habe: ich verstehe sie nach der vorliegenden Schilderung nicht recht. Aber kann man überhaupt solches Erleben « verstehen »? Schön finde ich, dass V. S. so klar und entschieden betont, daß ihr Glaube an Jesus den Messias sie keineswegs von ihrem jüdischen Volk getrennt hat, ja daß sie dadurch erst recht ein bewußtes und volles Ja zu ihrem Jüdischsein fand.

L. S.